

Rede von W. A. Visser't Hooft am 17. August 1980 in Genf

Wenn es stimmt, daß Weisheit mit dem Alter kommt, dann könnten Sie jetzt mit Recht von mir die weise Rückschau eines erfahrenen Staatsmannes erwarten. Doch ich halte es für mehr als zweifelhaft, daß wir mit zunehmendem Alter weiser werden. Sogar Goethe, der sehr von sich selbst überzeugt war, gab — als er die 80 überschritten hatte — zu, daß Älterwerden nicht unbedingt Hand in Hand geht mit größerer Einsicht, sondern daß es vielmehr größter Anstrengung bedarf, das in Einsicht und Intelligenz erreichte Niveau zu wahren. Der einzige Vorteil, den ältere Menschen für sich beanspruchen können, ist der, daß sie einen immer größeren Abschnitt der Geschichte überblicken — ebenso wie Bergsteiger einen immer besseren Überblick über die Landschaft zu ihren Füßen gewinnen, je höher sie steigen. Ich mache es mir deshalb zur Aufgabe, mit Ihnen gemeinsam auf die letzten sechzig Jahre zurückzublicken. Warum sechzig Jahre? Weil 1920 das Jahr ist, in dem die ökumenische Bewegung in Form permanenter internationaler Organisationen Gestalt annahm, und außerdem das Jahr, in dem ich meine ersten ökumenischen Erfahrungen sammelte.

Da wir in Genf zusammengekommen sind, haben wir auch einen guten Grund, an den Sommer 1920 zurückzudenken: hier und in der näheren Umgebung fanden drei wichtige Zusammenkünfte statt. Zunächst, auf der ersten, auf Schloß Crans der Familie van Berchem, trafen sich führende Missionare, um auf der Basis der sehr positiven Ergebnisse der Edinburger Konferenz 1910 und angesichts der in den Kriegsjahren entstandenen Meinungsverschiedenheiten einen Plan für die künftige missionarische Zusammenarbeit auszuarbeiten. Sie empfahlen die Schaffung einer ständigen Organisation, aus der dann der Internationale Missionsrat entstand. Einige Wochen später kamen nahezu einhundert Kirchenführer im Hotel Beau Séjour in Champel zusammen, um sich Gedanken über eine Weltkonferenz für Praktisches Christentum zu machen. Wie sich später herausstellte, war dies die Geburtsstunde der Bewegung für Praktisches Christentum. Die dritte Tagung, deren Teilnehmer größtenteils die gleichen waren, fand im Hotel Athenée statt. Hier wurde eine permanente internationale Organisation für die Bewegung Glauben und Kirchenverfassung geschaffen, deren Grundstein bereits 1910 von Bischof Brent gelegt worden war.

Damals sah es so aus, als wären diese drei Organisationen bzw. Bewegungen zu verschieden, um an einen Zusammenschluß denken zu können.

Zusammenarbeit in der Mission, Einheit in Lehre und Kirchenordnung, gemeinsames Handeln im sozialen Bereich - dazu schienen verschiedene Ansätze notwendig. Doch gab es damals auch eine Handvoll Männer mit Weitblick und Phantasie, die auf ein umfassenderes Ziel zusteuerten. Darunter besonders drei Männer: einer aus dem Westen, einer aus dem Osten und einer aus dem Norden. Bereits auf der Missionstagung, als er sein Konzept für eine neue Missionsorganisation vorlegte, sagte J.H. Oldham, diese Organisation werde schon bald „einem Gebilde weichen müssen, das der Anfang eines Zusammenschlusses der Kirchen sein könnte“. Auf der Tagung für Praktisches Christentum mahnte Erzbischof Nathan Söderblom, die geplante Weltkonferenz dürfe nicht ohne die Schaffung eines ständigen Ökumenischen Rates zu Ende gehen. Und Metropolit Germanos, der Vertreter des Ökumenischen Patriarchats, lenkte auf der Tagung für Glauben und Kirchenverfassung die Aufmerksamkeit auf das kurz zuvor erschiene Rundschreiben seines Patriarchats an die Kirchen Christi in aller Welt, das sie zur Bildung einer Koinonia oder Liga der Kirchen aufrief. Es ist schon bemerkenswert, daß diese weitreichenden Ideen weder in Crans noch in Champel noch im Athenée diskutiert wurden. Sie schienen dem Reich der Chimären anzugehören. Es sollte noch siebzehn Jahre dauern, bis diese Vorstellungen als diskussionsreif erachtet wurden.

Ich war 1920 nicht in Genf, denn 19jährige Studenten waren nicht eingeladen. Doch habe ich meine ersten ökumenischen Erfahrungen im selben Jahr gesammelt. Nachdem ich einige Monate am Woodbrooke College in Selly Oak verbracht hatte, das sich bereits zu einem Zentrum für ökumenische Aktivitäten zu entwickeln begann, nahm ich an dem Vierjahrestreffen der Christlichen Studentenbewegung in Glasgow teil. Ein überwältigendes Erlebnis! Rund zweitausend Studenten, nicht nur aus Großbritannien, sondern auch aus vielen anderen Ländern, wurden hier zur Auseinandersetzung mit der internationalen Lage nach dem Ersten Weltkrieg gedrängt und aufgerufen, ihr Leben dem Wiederaufbau, der Versöhnung und der Befreiung zu widmen. Wir erfuhren, welchen Problemen sich die Länder in Asien und Afrika gegenübersehen; daß die Frage der Rassenbeziehungen das wichtigste Thema auf der Tagesordnung der modernen Welt sei und daß unsere Generation ihre Bemühungen hauptsächlich auf die internationalen Beziehungen konzentrieren müsse. Die ganze Welt mit ihren Krisen, Nöten und Chancen wurde für uns konkret. Damit allein gab sich die Konferenz aber nicht zufrieden, sondern ging den Dingen auf den Grund. Sie zeigte auf, daß das größte Bedürfnis der Welt wie auch unserer selbst das Bedürfnis nach Glauben an Gott war. Ich erinnere mich besonders deutlich

an zwei Redner: William Temple, damals Bischof von Manchester, sprach zum Thema „Die Universalität Christi“ und J.H. Oldham über „Gott, die höchste Wirklichkeit“. Beiden Männern war gemeinsam, daß sie von Gott nicht als von einer Idee oder unpersönlichen Kraft sprachen, sondern als dem lebendigen Gott, der die Initiative ergreift. Oldham zitierte darum in seiner Ansprache das berühmte Gedicht von Francis Thompson:

„That voice is round me like a bursting sea“
„Ah fondest, blindest, weakest
I am He whom thou seekest
Thou dravest love from thee, who dravest me.“

„Wie die tosende See umbrandet mich diese Stimme“
„Ah, Liebster, Blind'ster, Schwächster
Ich bin es, den du suchest
Liebe spendest du dir durch deine Nähe zu mir.“
(freie Übersetzung)

Einige Jahre danach, als Karl Barth so langsam meine rudimentäre Theologie zu erschüttern begann, wurde mir klar, daß Temple und Oldham mit dazu beigetragen hatten, den Weg für Barths theozentrische Botschaft zu ebnen. Natürlich konnte ich 1920 in Glasgow noch nicht ahnen, daß Oldham mich eines Tages bitten würde, das Amt des Generalsekretärs des (im Aufbau begriffenen) Ökumenischen Rates zu übernehmen, und daß mein erster Vorsitzender William Temple sein würde.

Ich muß diese Gelegenheit nutzen, von der Schuld zu sprechen, in der wir gegenüber der ersten Generation der Führer der ökumenischen Bewegung stehen, der Generation der Gründer und Pioniere, die die Bewegung in den 20er Jahren trugen. Jener Generation gehörte ich nicht an — diese Männer und Frauen waren mindestens 30 Jahre älter als ich —, doch ich lernte sie fast alle kennen, mit einer wichtigen Ausnahme: Robert Gardiner, der Laie, der der eigentliche Architekt der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung war und 1924 starb. Wie es scheint, bin ich nun der einzige noch lebende direkte Zeuge der Arbeit jener Menschen. Deshalb möchte ich Ihnen meine Ansichten über die noch heute gültige Bedeutung ihrer Arbeit mitteilen.

Ich möchte das nicht im Stile der Heldenverehrung machen. Meine, die zweite Generation, war eher zum Gegenteil versucht. Wir hatten die Tendenz, unserer Vorgänger ziemlich hart zu kritisieren. Wir hielten sie hin-

sichtlich der Rolle der Kirchen und der christlichen Kultur für zu triumphalistisch. Unter dem Einfluss von Karl Barth und Reinhold Niebuhr, den Leitbildern der zweiten Generation, hatten wir den Eindruck, daß sie mit ihrem sozialen Evangelium und ihren Bekenntnistheologien der ökumenischen Bewegung keine ausreichende biblisch-theologische Basis geschaffen hatten. Wir standen auch der Tatsache kritisch gegenüber, daß wir anstatt einer einzigen ökumenischen Organisation nun drei oder vier hatten. Wir brachten den Pionieren nicht genügend Dankbarkeit dafür entgegen, daß sie einen Anfang gemacht hatten, die Mauern der Isolation und der Entfremdung zu durchbrechen.

Welche Motivation hatten diese Pioniere? Ihre Gemeinsamkeit läßt sich, glaube ich, am besten mit einem ungewöhnlichen Wort ausdrücken, das in den zwanziger Jahren eine merkwürdige Rolle spielte: das Wort „panchristlich“. Wer die Enzyklika *Mortalium Animos* aus dem Jahre 1928 gelesen hat, erinnert sich, daß in diesem Dokument die Befürworter der Zusammenarbeit und Einheit der Kirchen „Panchristen“ genannt wurden. Als Söderblom dies las, war er der Ansicht, dieser ihm unbekannt Name sei eine Neuschöpfung zum Zweck, die ökumenische Bewegung ins Lächerliche zu ziehen. Tatsächlich kommt das Adjektiv „panchristianos“ bereits in der Enzyklika von Konstantinopel aus dem Jahre 1920 vor. Es ist ein Wort, das in der griechischen Kirchensprache häufig für Unternehmungen gebraucht wurde, an denen Christen aller Glaubensrichtungen teilnahmen. Söderblom, der dies nicht wußte, antwortete: „Panchristlich bezeichne Christen, die für die Ganzheit und Gesamtheit des Evangeliums eintreten. Und genau das ist tatsächlich das Wesen unserer Bewegung. Wir wollen wichtige Elemente der christlichen Botschaft ernst nehmen, die in Vergessenheit geraten oder vernachlässigt worden sind. Die Enzyklika hat uns unabsichtlich einen Ehrentitel verliehen.“

Die Männer und Frauen der ersten Generation verdienen diesen Titel. Sie sind vor allem Panchristen, weil es ihnen um das ganze Volk Gottes ging. Sie haben um die zutiefst anormale Situation gewußt, in der die Christen sich befinden. Wie können wir fortfahren, den Glauben an die Einheit der Kirche zu verkündigen, wenn wir im Grunde nichts tun, um diese Einheit sichtbar zu machen? Wir wissen wenig bis nichts über Christen anderer Glaubensrichtungen und Völker. Uns fehlt der wahre Sinn für christliche Solidarität. Die Kirchen stehen zueinander in Konkurrenz, als ob sie Fußballvereine wären, ohne daß sie sich der Unteilbarkeit der christlichen Sache in der Welt bewußt sind. Die panchristliche Antwort darauf lautet: Nach dem Neuen Testament gehört die Einheit zum Wesen der Kirche.

Nicht nur zu ihrem „bene esse“, sondern zu ihrem „esse“. Und gemeint ist nicht nur irgendeine platonische Einheit, sondern die Einheit, die sichtbar und spürbar genug ist, um die Menschen zu überzeugen, daß diese geeinten Christen das Geheimnis der Versöhnung kennen und den Zustand der Trennung und Entfremdung im Leben der Menschheit überwunden haben.

Die Panchristen sind also entschlossen, eine große Anstrengung zur Sammlung des Volkes Gottes zu unternehmen. Gardiner von Glauben und Kirchenverfassung findet einen Weg, um mit den Kirchen des Ökumenischen Patriarchats und des Patriarchats von Moskau in Verbindung zu treten und sendet dem Vatikan Briefe in vorzüglichem Latein. Brent kann auf der Tagung für Glauben und Kirchenverfassung 1920 in Genf den Delegierten zurufen: „Jetzt können wir sagen, daß wir einer jeden Kirche der Christenheit die Gelegenheit geboten haben, miteinander das Wagnis unseres Glaubens einzugehen.“ 1920, auf der Weltkonferenz für Praktisches Christentum in Genf, muß Söderblom jene überzeugen, die zögerten, den Vatikan einzuladen. Ihnen sagt Söderblom schlicht: „Alle, die den Namen Christi bekennen, sollten sich im Hause des Christentums zuhause fühlen können.“

Die zweite Gemeinsamkeit der Panchristen besteht darin, daß sie die universale Dimension des christlichen Glaubens wieder zu entdecken suchen. Die Enzyklika des Ökumenischen Patriarchats von 1920 richtet sich „an alle Kirchen Christi, wo immer sie sein mögen“. Im Aufruf zum Gebet der Genfer Tagung für Praktisches Christentum heißt es: Die Teilnehmer „rufen die Christen jedweder Tradition, Nationalität und Rasse ernst und feierlich auf, jetzt unablässig für das Kommen einer umfassenderen Einheit im Geist und im Handeln in der ganzen Kirche Christi in aller Welt zu beten“.

Noch ist die angestrebte Universalität mehr Plan als Wirklichkeit, da es zu dieser Zeit kein zuverlässiges Kirchenverzeichnis gibt und erst wenige Kirchen in Asien und Afrika das erforderliche Maß von Autonomie für die Mitwirkung in der ökumenischen Bewegung erlangt haben. Dr. Mott, unermüdlich auf Reisen, weist den Weg in die Zukunft; er organisiert Tagungen des Christlichen Studentenweltbundes in Tokio und Peking, und in Jerusalem wird die zweite Weltmissionskonferenz veranstaltet.

Panchristen sind sie auch, weil sie einstehen für die Ganzheit des Evangeliums. Ihr Motto ist: „Christus ist der Herr aller oder er ist nicht der Herr.“ Die Trennung zwischen geistlichem Leben und prophetischem Handeln zum Wohle der Gemeinschaft erkennen sie nicht an.

John R. Mott ist nicht nur der Gründer und Führer christlicher Weltor-

ganisationen, als der er für seinen Beitrag zur Völkerverständigung mit dem Weltfriedenspreis ausgezeichnet wird, sondern zugleich und vor allem Evangelist mit einer schlichten, christozentrischen Botschaft. Oldham warnt in „Christianity and the Race Problem“ seine Zeitgenossen, daß die Beziehungen zwischen den Rassen das dominierende Thema der kommenden Jahre sein werden, zugleich ist er aber auch der Verfasser eines in weiten Kreisen benutzten Andachtsbuches.

Söderblom versucht während und nach dem Ersten Weltkrieg Brücken zu bauen zwischen den durch Haß und Mißverständnissen gespaltenen Völkern; auch er wird mit dem Friedensnobelpreis geehrt, doch heißt seine Lösung, daß die wahre Einheit am Fuße des Kreuzes Christi zu finden ist. Temple schreibt einen Bestseller über „Christianity and the Social Order“ und fordert fundamentale gesellschaftliche Veränderungen; aber in den arbeitsreichsten Jahren seines Lebens liefert er außerdem eine fundierte Auslegung des Johannesevangeliums. Brent ist einerseits der führende Kopf der Bewegung Glauben und Kirchenverfassung und der Einheit im Glauben, andererseits amerikanischer Delegationsleiter auf der Opiumkonferenz des Völkerbundes und vertritt seine pazifistischen Überzeugungen. George Bell tritt ein für Abrüstung und gegen die Bombardierung deutscher Städte, andererseits hat er den Anstoß gegeben zur Veröffentlichung eines bemerkenswerten ökumenischen Buches über Christologie. K. T. Paul aus Indien war maßgeblich an der Planung für die Kirchenunion in Südin- dien beteiligt und andererseits Sprecher der indischen Unabhängigkeitsbewegung auf der Round Table-Konferenz in London. Toyohiko Kagawa war Sozialprophet und Evangelist. Nikolai Berdjajew war ein zutiefst christlicher Philosoph und zugleich ein Meister, wenn es galt, die Sünden aller gegenwärtigen Gesellschaftssysteme und Ideologien zu analysieren.

Meiner Meinung nach ist diese dreifache Schwerpunktsetzung — die ganze Kirche, die ganze Welt und das ganze Evangelium — nicht bloß ein recht interessanter Aspekt unseres Erbes, sondern bleibender Wesenszug der ökumenischen Bewegung. Vernachlässigen oder ignorieren wir sie, dann verlieren wir unsere Identität. Immer wieder müssen wir uns fragen, ob wir unter diesen neuen und wesentlich veränderten Verhältnissen noch immer Anwalt der biblischen Ganzheitlichkeit sind. Sechzig Jahre sind eine lange Zeit in einer rasch sich verändernden Welt. Daher war es wohl kaum zu vermeiden, daß uns viel von der Abenteuerlust und dem Entdeckergeist der ersten Jahre verlorengegangen ist. Aber wir sollten uns darüber keine Sorgen machen. Die Tatsache, daß wir heute weniger populär sind, könnte sogar insofern ein Vorteil sein, als wir dadurch auf unsere eigentliche Beru-

fung zurückgeworfen werden. Wir sollten allerdings sehr darauf achtgeben, daß unsere Bewegung dieser Berufung treu bleibt. Lassen Sie mich an dieser Stelle einige Überlegungen anstellen zu den Aufgaben, die wir heute im Rahmen unseres Mandats zu erfüllen haben.

Was die Wiederherstellung der Fülle der Kirche in ihrer Einheit anbelangt, so befinden wir uns heute in einer Phase des Zweifels und der Ungewissheit. Ich meine, es geht im wesentlichen um folgende zwei Fragen: Gehört das Problem der Einheit zu den Hauptanliegen der Kirchen? Und muß es sich notwendigerweise um eine kirchliche Einheit handeln?

Ich glaube, wir sollten mit aller Deutlichkeit bekräftigen, daß Einheit eine unverzichtbare *nota ecclesiae* ist. Sicherlich ist der Weg zur vollkommenen Einheit länger und auch hindernisreicher, als wir damals angenommen hatten. Dennoch besteht kein Grund zur Resignation. Denn wenn wir aufgeben oder erklären, die Einheit sei kein Ziel, das in der Geschichte erreicht werden könne, dann widersprechen wir damit den biblischen Aussagen zum Wesen und zum Auftrag des Gottesvolkes. Lassen Sie mich das an einem Beispiel erläutern. In Kapitel 17 des Johannesevangeliums betet Jesus: „... damit sie vollkommen eins sind und die Welt erkennt, daß du mich gesandt hast“. William Temple* schreibt dazu, hier werde das Wort „erkennen“ verwendet, um deutlich zu machen, daß es der Welt nun gegeben sei, etwas zu sehen. „Dadurch daß die Jünger und ihre Bekehrten vollkommen eins werden, wird die Welt nach und nach in die Lage versetzt, das göttliche Wirken zu erkennen.“ Wir können es uns nicht leisten, ohne dieses machtvolle Zeugnis in die Welt hinauszugehen. In der Botschaft der Stockholmer Konferenz (1925) heißt es: „Gegenüber einer in sich uneinigen Christenheit (hat) die Welt die Übermacht.“ Dieser Satz kann leicht mißverstanden werden. Zyniker würden sagen: Seht ihr, die Christen bekommen es mit der Angst zu tun. Sie rücken zusammen, weil sie selbst nicht mehr an ihre Zukunft glauben. Der Satz ist jedoch unmißverständlich, wenn man ihn in Bezug setzt zum Verkündigungsauftrag der Kirche. Diese kann ihren Auftrag, alle Völker zu Jüngern zu machen, solange nicht erfüllen, wie die Kirchen durch ihre faktische Trennung im Widerspruch stehen zu ihrer Botschaft der Versöhnung und der Einheit.

Auch die zweite Frage, ob es sich nämlich bei der Einheit in Christus notwendigerweise um eine kirchliche Einheit handeln muß, ist in der gegenwärtigen Situation von entscheidender Bedeutung. Viele Christen sind heute überzeugt, daß Einheit zwar sehr erstrebenswert sei, daß sie jedoch

* Der Verf. bezieht sich im engl. Originaltext auf die Bibelübersetzung und Kommentare von William Temple. Anm. d. Übers.

außerhalb der Kirchen verwirklicht werden könne. Ihrer Ansicht nach sind die Kirchen zu Institutionen geworden, denen es primär um ihren Bestand geht, wobei sie sich nur so wenig wie möglich verändern wollen. Sie bedauern den Beschluß von 1937, aus der verhältnismäßig unabhängigen ökumenischen Bewegung einen Ökumenischen Rat zu machen und sie damit praktisch der Kontrolle der Kirchen zu unterstellen. Sie meinen, ökumenische Fortschritte seien nur dort zu erwarten, wo Gruppen auf der Ortsebene — innerhalb wie außerhalb der Kirchen — spontan ökumenische Ideen zu verwirklichen suchen.

Ich bin nun durchaus nicht der Meinung, daß man auf diese außerkirchliche Ökumene mit einem Loblied auf die ökumenischen Errungenschaften der Kirchen reagieren sollte. Die Zeiten des Triumphalismus sind — hoffentlich endgültig — vorbei. Wir sollten uns aber darüber im klaren sein, daß — ähnlich wie damals, als die in der Jugendbewegung und in Missions- und Bibelgesellschaften vertretenen und damit von der Basis ausgehenden ökumenischen Gedanken den Weg bereiteten für die ökumenische Bewegung der Kirchen — daß wir also heute erwarten können, daß ökumenische Initiativen, die vor Ort oder außerhalb kirchlicher Institutionen entstanden sind, die ökumenische Bewegung lebendig erhalten, und zwar gerade dort, wo sie zu erstarren droht. Wenn man ökumenisches Handeln an der Basis oder außerhalb der Kirchen positiv bewertet, so bedeutet dies *nicht*, daß es *ohne* die Kirchen eine gesunde ökumenische Bewegung geben könne. Ich glaube mithin nicht, daß wir die Entscheidung von 1937 bedauern sollten. Unsere Vorgänger waren zu Recht der Überzeugung, daß die Verantwortung für die ökumenische Aufgabe in erster Linie bei den Kirchen liegen müsse. Nur so wird die ökumenische Bewegung geschichtliche Substanz erhalten. Eine völlig nicht-institutionelle oder sogar anti-institutionelle ökumenische Bewegung würde zwar ausgezeichnete theoretische Arbeit zur Frage der Einheit leisten können, doch wird sie wohl kaum zu konkreten Ergebnissen gelangen.

Es ist heute Mode, das Eingebundensein der Kirche in die Geschichte verächtlich zu machen, und diese Mode wird nicht nur außerhalb, sondern selbst in den Kirchen mitgemacht. Es sieht so aus, als seien selbst Kirchenleute mit Goethes Ausspruch einverstanden, die ganze Kirchengeschichte sei ein „Mischmasch von Irrtum und Gewalt“, nicht jedoch mit Calvin, der sie als eine Geschichte von lauter Auferstehungen bezeichnete.

Mir scheint, daß dieser Defätismus, der die Kirche für unfähig hält, sich zu erneuern, der Wahrheit nicht näher ist als der Triumphalismus, der für die streitende Kirche hier und jetzt das postuliert, was erst der triumphie-

renden Kirche der kommenden Zeit vorbehalten ist. Denn Defätismus hinsichtlich der Kirchen ist eine Form der Undankbarkeit. Paulus, der die Schwächen der Kirchen besser als jeder andere kannte, an die er seine Briefe richtete, beginnt fast jedesmal damit, Gott für ihr Bestehen, für ihren Glauben und ihre Treue zu danken. Als Männer und Frauen der ökumenischen Bewegung haben wir besonderen Anlaß, mit Dankbarkeit von den Kirchen zu sprechen. Sie haben in erheblichem Maße dem Ruf Folge geleistet, aus ihrer Isolierung herauszutreten, den Dialog aufzunehmen, einander zu helfen, gemeinsam menschlicher Not entgegenzutreten, miteinander Unterdrückung und Ungerechtigkeit anzuprangern. In unserer Zeit sind viele Namen zu der großen Wolke von Zeugen hinzugekommen, zu den Männern und Frauen der Kirche, die um des Glaubens Willen alle denkbaren Opfer gebracht haben. Ich halte es für ein großes Privileg, das es mir vergönnt war, mein Leben mit diesen Menschen zu teilen. Und ich weiß, daß es vielen von Ihnen ebenso geht.

Wie steht es um die zweite Dimension, die der ganzen Welt? Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß wir uns um diesen Aspekt unseres Auftrages nicht weiter zu kümmern brauchen. Hat seit der Zeit, als unsere Bewegung mehr eine Oikumene der Absicht als der Wirklichkeit war, bis heute, da Männer und Frauen aller Kontinente und Rassen voll und ganz an der gemeinsamen Aufgabe mitarbeiten, nicht eine aufsehenerregende und bemerkenswert rasche Entwicklung stattgefunden? Ja, in dieser Hinsicht haben wir Fortschritte gemacht. Aber um voll und ganz ökumenisch zu sein, genügt eine weltweite Mitgliedschaft allein nicht: hinzu kommen muß ein Handeln gemäß des Grundgesetzes des Leibes Christi. Und wir haben noch einen weiten Weg vor uns, bis wir sagen können, unsere Koinonia stimme völlig überein mit der Beschreibung des Leibes Christi nach 1Kor 12, Röm 12, Eph 4. Diese vollständige Gegenseitigkeit, dieses rückhaltlose Teilen, diese völlige Solidarität, welche die Beziehungen der Glieder dieses Leibes kennzeichnen sollten, sind noch immer ferne Ziele, auf die wir uns nur langsam hinbewegen. Die Situation wird durch das starke neue Streben nach regionaler und kultureller Identität erschwert. Warum es so gekommen ist, ist relativ einfach zu verstehen. Beim weltweiten Aufeinandertreffen der Kulturen möchte jede sich mit den anderen messen können, aber viele haben lange unter fremder Herrschaft leben müssen und noch keine Zeit gehabt, eine eigene Lebensanschauung zu entwickeln. Es ist aber sehr wichtig, daß die Kirchen diesem kulturellen Selbstbestimmungsprozeß positiv gegenüberstehen. Damit das Evangelium vollkommen angenommen wird, muß es jede einzelne Kultur durchdringen und deshalb die besonde-

ren Maßstäbe und Mittel zur Kommunikation in diesen Kulturen anwenden. Dies stimmt auch mit dem ökumenischen Ziel überein. Für ein tadelloses Funktionieren der Ökonomie der Charismata wird der Gemeinsame Markt der geistlichen Gaben nur möglich sein, wenn alle beteiligten Kirchen ihren eigenständigen Beitrag leisten dürfen. Der Ökumenische Rat tat gewiß gut daran, die Gründung regionaler Zusammenschlüsse zu befürworten.

Wenn wir aber wirklich für das Evangelium als ein Evangelium für die ganze Welt eintreten, müssen wir auch die Kehrseite betrachten, daß uns nämlich unsere eigene kulturelle Prägung so sehr beschäftigt, daß wir die Universalität unseres Glaubens nicht mehr sichtbar machen. Unsere Kulturen dürfen nicht zu unseren Gefängnissen werden. Zu oft ist es in der Geschichte der Kirchen vorgekommen, daß sie sich so unkritisch mit ihrer Umwelt identifizierten, daß sie nicht mehr in der Lage waren, die Botschaft der Königsherrschaft Gottes zu verkündigen und prophetisch zu sprechen. Die ökumenische Bewegung bietet Gelegenheit, diese Versuchung zu überwinden, indem wir einander auf sie aufmerksam machen und zugleich einander drängen, Anwälte der universalen Kirche zu sein.

Die dritte Dimension betrifft das ganze Evangelium. Vor zwölf Jahren hatte ich anlässlich der vierten Vollversammlung des ÖRK in Uppsala Gelegenheit, über dieses Thema zu sprechen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen wurde ein Satz aus diesem Referat häufiger als jede andere schriftliche oder mündliche Äußerung von mir zitiert. Ich sagte: „Es muß uns klar werden, daß die Kirchenglieder, die in der Praxis ihre Verantwortung für die Bedürftigen irgendwo in der Welt leugnen, ebenso der Häresie schuldig sind wie die, welche die eine oder andere Glaubenswahrheit verwerfen.“ Mir schien dies eine in der ökumenischen Bewegung seit der Stockholmer Konferenz über Praktisches Christentum im Jahre 1925 anerkannte biblische Wahrheit zu sein. Aber das Echo auf meinen Satz ließ mich fragen, ob er richtig verstanden worden war. Einige Jahre später sagte ich deshalb: „Kirchenglieder, die leugnen, daß Gott die Menschen mit sich in Jesus Christus versöhnt hat, sind ebenso sehr der Häresie schuldig wie jene, die am Kampf für Gerechtigkeit und Freiheit in der Welt nicht teilnehmen wollen und nichts tun, um ihren Brüdern in der Not beizustehen.“

Da wir heute über das ganze Evangelium sprechen, möchte ich eine weitere Überlegung beisteuern. Unser Problem besteht nicht mehr nur in der Frage, ob sich das Evangelium ausschließlich auf das persönliche geistliche Leben und das Heil einzelner Menschen bezieht oder auch auf die Befreiung der Armen und Unterdrückten und dem Kampf gegen Ungerechtig-

keit. In der ökumenischen Bewegung herrscht grundsätzlich Einigkeit, daß beides zum Evangelium gehört. Unser Problem konzentriert sich vielmehr auf die Frage: Wo liegt der Kern der Sache?

In diesem Zusammenhang wird in unserer Zeit am häufigsten als neutestamentlicher Text das vierte Kapitel des Lukasevangeliums benutzt, in dem Jesus in seiner Predigt in der Synagoge von Nazareth das ganze Programm seines Wirkens entfaltet. Hier finden wir eine wunderbar umfassende Beschreibung des Evangeliums: „den Armen eine gute Nachricht, den Gefangenen die Entlassung, den Blinden das Augenlicht, den Zerschlagenen die Freiheit“ (Lk 4,18). All dies wird von dem einleitenden Satz zusammengehalten: „Der Geist des Herrn ruht auf mir“, und von dem Schlußwort: „Heute ist dies Wort der Schrift vor euren Ohren erfüllt.“ Mit anderen Worten: die Frohe Botschaft, das Evangelium, die Gute Nachricht lautet, wie Lukas an anderer Stelle sagt: „Denn er hat sein Volk besucht.“ G. B. Caird hat den schönen Satz geprägt: „Gott ist nicht nur der Drehbuchautor, der die Handlung für das Drama seines Erlöserwerks erdacht hat, er ist auch ein Schauspieler, der persönlich auf der Bühne erscheint und dessen Gegenwart die ganze Handlung ihrer Lösung zuführt.“ Damit stellt sich die Frage, ob all das, was wir in der ökumenischen Bewegung tun, wirklich Ankündigung der Gegenwart des Herrn Jesus Christus ist. Ist unser Ausgangspunkt in all unserem Bemühen um Gerechtigkeit in der Gesellschaft und unter den Rassen und um den Frieden ein ethischer Imperativ oder der große Indikativ: In Christus ist das Himmelreich gegenwärtig; *darum* habt ihr die Macht, die Welt zu verändern? Lassen wir uns in unserem Bemühen um die Einheit der Kirche von Überlegungen kirchlicher Vernunft oder von der überwältigenden Gewißheit leiten, daß der Herr der Kirche selbst sein Volk sammelt? Mit anderen Worten: Die Zukunft der ökumenischen Bewegung hängt davon ab, ob jede neue Generation neu entdeckt, daß die ökumenische Bewegung nicht uns, sondern dem Herrn der Kirche gehört.